Die ewige Jagd.

Roman von Adolph Schaffmeyer.

(20. Fortsetzung.)

Von Tag zu Tag schien Viola auch mehr Lebenssicherheit und innere Festigkeit zu gewinnen. In ihrem Auftreten und in ihrer Haltung spiegelte es sich, dieses Selbstvertrauen, das ihr früher gefehlt hatte, als sie noch so abseits vom großen Strom des allgewaltigen Lebens und der Welt so fremd und verschüchtert gegenüberstand. Wenn sie nach des Tages Arbeit heimkehrte, so lag in ihren graublauen Augen ein frischer Glanz und auf dem Antlitz eine feine Röte. Jansen mit seinen ruhigen, sehenden Blicken bemerkte es und ebenso Helios, und beide hatten den gleichen Gedanken: Viola wird hübscher — oder noch hübscher, wie der Maler sagte. Und als sie nach Wochenfrist das erste Salair mitbrachte und Mütterchen gleich ein Paar neue, sehr notwendige Handschuhe gekauft hatte, da war auch die Witwe des Generals überwunden — es mochten doch wohl andere Zeiten über die Welt gekommen sein.

Nur Shirley schien keine Augen für die große Wandlung zu haben. Als Viola ihm eines Tages in ihrer feinen und liebenswürdigen Weise wieder ihre Dankbarkeit ausdrückte, ließ er sie gar nicht zu Ende reden und wehrte leichthin ab — — das sei ja ganz selbstverständlich gewesen, und es freute ihn — — so daß sie ein wenig verletzt sich in Schweigen hüllte, mit dem leisen Stachel im Herzen, daß sie seinem Denken und Fühlen ganz fremd geblieben war.

Nichts ahnte er von dem tief verschlossenen Geheimnis dieses Mädchenherzens, das lauter pochte, wenn er, was ja in diesen Zeiten einer wachsenden Erregung selten genug geschah, des Abends über die Schwelle des Speisezimmers trat, um an Frau Oglethorpes Tisch zu speisen. Wenn er von seinem Sitz aus, Jansen gegenüber, die beiden Damen begrüßte, so leuchtete es in Violas Augen auf, und hätte er genauer hingesehen... Doch er sah eben nicht genauer hin. Er suchte nicht und fand deshalb auch nicht.

Uebrigens waren es eben ganz andere Dinge, schwerwiegende, die seinen Geist beschäftigten und sein Inneres aufwühlten. — — Mit jedem Tage wurde er sich mehr bewußt, daß er vor dem großen Wendepunkte seines Lebens stand. Unwiderstehlich hatte es ihn gelockt und hingezerrt, seitdem der Colonel ihn in sein Vertrauen gezogen.

Stets hatte Shirley in die überlegene Klugheit und Weitsicht und in das Glück seines Chefs ein fast unbegrenztes Vertrauen gesetzt. Was wunder, daß es für ihn auch jetzt wie ein unerschütterliches Naturgesetz fest stand, daß der geplante Coup zu einem glänzenden Erfolg geführt werden würde. Heute war Jameson auch nicht mehr, lange nicht mehr der tollkühne Spieler, wie Clayton ihn geschildert; dem Wagemut hatte sich die Vorsicht des Alters zugesellt.

Die Schlacht mitschlagen, an dem Erfolge teilnehmen und selbst Tausende gewinnen: das war zum großen Teil der Inhalt von Shirleys Leben geworden. Der Colonel hatte ihm anvertraut, man wolle die Preise von Baumwolle, die jetzt unter zehn Cents per Pfund standen, auf zwanzig hinauftreiben. An dem Tage, als Shirley erfuhr, daß der „Corner" ins Leben getreten war, begab er sich zu einer renommierten Baumwollfirma und kaufte tausend Ballen zu acht, wofür er ein Depot von zehntausend Dollars hinterlegte.

Nun stand er mit im Kampfe mit all seinen nervenpeitschenden Erregungen, den Mienen und Gegenminen, dem wilden Auf und Nieder, den Stürmen und Brandungen, von denen kein Mensch voraussagen konnte, wen sie zur Höhe emportragen, wen an den Klippen zerschellen würden.

Fast vom ersten Tage an aber begann Baumwolle zu steigen, langsam, doch unaufhaltbar. Makler Dobbs war aus dem Süden zurückgekehrt, wo die letzten vorbereitenden Schritte getan worden waren, und hatte die äußere Leitung übernommen. Die modernen Raubritter begannen, vorsichtig und im Geheimen ihre Angeln auszuwerfen. Die ersten leisen Böen fuhren über das Wasser hin, und leichte Wellen begannen, sich auf der Oberfläche zu kräuseln.

Noch sah der Markt nicht die schweren drohenden Wolken, die sich ganz fern am Horizont ballten. Die Haustiere, die „Bullen", standen zum Kampfe gerüstet und warteten des günstigen Augenblicks, um vernichtend auf die „Bären" niederzustürzen.

Daß es ein wilder Kampf werden würde, das sah der Colonel bald voraus, nach menschlicher Berechnung aber deutete alles auf einen überwältigenden Erfolg. Daß viele Tausende in allen Weltteilen von dem großen bevorstehenden Kampfe in Mitleidenschaft gezogen wurden — was kümmerte es ihn! In der letzten Zeit war er mit seinen Unternehmungen nicht glücklich gewesen, es galt jetzt, einen großen Schlag zu führen, um seinen erschütterten Finanzen wieder aufzuhelfen. Da mußte eben alles andere zurücktreten. Auf das Verbrecherische seines Unterfangens verschwendete Colonel Jameson keine unnützen Gedanken. Daß vielleicht zahlreiche Spinnereien gezwungen wurden, bei den künstlich hinaufgetriebenen Preisen ihre Türen zu schließen, ganze Arbeiterscharen ihres täglichen Brotes beraubt wurden — solchen Erwägungen, wenn sie je an ihn herankrochen, gestattete er nicht, die Ruhe seines Inneren zu stören. Das große Kesseltreiben sog, wie ein Vampyr, an seinem Blut — Tag und Nacht lebte er nur noch in dem einen Gedanken an den glücklichen Ausgang, den Erfolg. Jameson war immer ein Mann der Tat gewesen, der sich von des Gedankens Blässe nicht ankränkeln ließ. Aber in diesen Wochen und Monden lebte er doch in einer Nervenspannung, der nur eine eiserne Natur gewachsen war: er wußte, daß er alles auf eine Karte gesetzt, und daß er sich nie wieder erheben konnte, wenn der Sieg sich jetzt nicht an seine Fahne heftete.

Um sich zu betäuben, seinen Geist abzulenken, erschien er oft in den Abendstunden bei Vivian, die keine Ahnung von seinen großen Plänen hatte, aber doch instinktiv die nervösen Gemütsstimmungen des großen Herrn zu begreifen schien. Sie begann, in dulci jubilo zu leben, denn in diesen Tagen war der Colonel von fürstlicher Freigebigkeit, das Geld schien gar keine Rolle bei ihm zu spielen.

Mit nimmermüder Beflissenheit, verhätschelte und umgarnte sie ihn, erzählte ihm tausend lustige Dinge, zwang ihn zu lustigen kleinen Soupers in versteckten Restaurants, wo er mit Sicherheit darauf rechnen konnte, keinen Bekannten seiner Kreise zu treffen — und vergaß bei alledem nicht, ihre eigenen Zwecke und Ziele zu fördern. Wenn sie ihm ihre kleinen Wünsche zuflüsterte, daß sie vorwärts wolle, eine Operettendiva werden, so hörte er oft gar nicht zu, sondern lauschte anderen Stimmen, Sirenenklängen, die von ungezählten Tausenden sprachen. Aber wenn er dann erwachte, so willigte er lachend in ihre Forderungen und Wünsche ein, ohne sie verstanden zu haben.

Geschmeidig wie ein Kätzchen, sich immer unterordnend, stets guten Humors, so begann sie ihm unentbehrlich zu werden, und so begann der Traum ihres Lebens sich zu erfüllen.

Für Vivian war das alles sehr überraschend gekommen, wie die großen Glücksfälle im Leben immer kommen, die plötzlich da sind, ohne daß man sie hat herannahen sehen, und ohne daß man sie mit Mühe und Not herbeigerungen hat.

Oft wenn sie des Morgens in ihrer niedlichen Wohnung erwachte, wo sie unter Seidendecken träumte, mußte sie sich erst die Augen reiben, ob alles auch Wirklichkeit sei. Und doch bei all diesem äußeren Glück besaß Vivian Energie genug, in diesem wohligen Luxusleben nicht träge zu versinken.

Sie hielt eine Masseuse, die ein paarmal wöchentlich kam, um die Schönheitslinien ihres agilen Körpers noch geschmeidiger zu kneten; einen Tanzlehrer, der ihr die neuesten choreographischen Verrenkungen beibringen mußte, und einen Musiklehrer, um ihre Stimme auszubilden — eine schwere Aufgabe, denn wenn Vivian auch Stimme hatte, so war ihr musikalisches Empfinden doch gleich Null. Aber Temperament hatte die Natur ihr in die Wiege gelegt, so daß der gestrenge Musikus mehrfach scherzend meinte, wenn sie mit Mimik und Gesten ein Lied vortrug: „Sie besitzen eine ganz eigene Fähigkeit, mit viel Temperament außerordentlich falsch zu singen."

Indessen wer kümmert sich schließlich um höhere Gesangskunst in der Operette? Wer Musik in den Beinen hat, kann sie in der Kehle entbehren.

Und derweilen vergaß Vivian nicht, Fühlung mit den großen Kanzleien der Theatermanager zu bewahren, besonders aber mit Manager Jacob Tulipstone, dem sie bald ihr kleines Geheimnis mit dem reichen Bankpräsidenten zugetuschelt hatte; daß dieser den Plan gefaßt, sie ausbilden zu lassen, und Vertrauen zu ihrem Talent habe.

Und Tulipstone, glatzköpfig, mit wulstigen Lippen, lachte und meinte so obenhin, wenn der Bankpräsident die nächste Operette mit finanzieren wolle, so sei er, Manager Tulipstone, durchaus nicht abgeneigt, Miß Vivian Darcy — denn diesen Namen hatte Vivian jetzt vollends adoptiert — eine Chance zu geben, zumal in einem neuen Wagnis so eine kleine rothaarige Katze, die tanzen und singen könne, gerade gesucht würde.

Als Vivian darauf der Ansicht Worte verlieh, daß sie wohl glaube, ihr Freund, der ein großer Mäcen sei, würde für die Kunst ein Opfer bringen, da wurde Jacob Tulipstone vertraulicher und riet ihr, eine Unterredung zwischen ihm und dem Bankpräsidenten herbeizuführen.

Das Operettengeschäft habe nämlich auch seine Tücken, fuhr Tulipstone fort, sintemalen er bei dem letzten Unternehmen einige zwanzigtausend Dollars in sechs Wochen zugesetzt; — noch einen Sieg, und Manager Tulipstone könnte wieder mit Knöpfen und Hosenträgern auf den Straßen hausieren gehen, wie dereinst, ehe er seine Theaterkarriere angefangen habe.

Nun hatte Vivian ein ganz bestimmtes Ziel — nun hieß es, den günstigen Moment erhaschen, eine schwache Stunde des Colonel, um ihm ihre kleine Bitte vorzutragen, das heißt, hinzuhauchen, mit allen möglichen Mätzchen verbrämt, zu betteln, zu küssen, zu schmollen — —

Nach ein paar Wochen, in denen Vivian alle weiblichen Künste spielen ließ, war der Colonel mürbe. Lachend gab er nach. Eines Abends fand die Begegnung statt. Der Mäcen versprach ein paar tausend Dollars in Bar und gab dem Manager einen geheimen „Tip", — Baumwolle zu kaufen.

Manager Tulipstone war völlig benommen von der aristokratischen Erscheinung des Colonels und seiner Liebenswürdigkeit — das färbte sogar so stark auf Vivian ab, daß sie schon am folgenden Tage ihren Kontrakt in Händen hatte. In der nächsten Operette, dem „Tulip Girl", für die die Vorbereitungen schon im Gange waren, sollte Vivian eine der beiden Starrollen haben. — — Und so wurde eine neue Opereitendiva geboren.

Glückstrahlend war sie in ihr Nest zurückgekehrt, das nur aus zwei kleinen, kokett möblierten Zimmern nebst Miniaturküche und einem Badezimmer mit bunten Steinfließen und Porzellankacheln bestand, das Vivian einfach als süß bezeichnete. Selbstverständlich war auch ein Telephon vorhanden, damit der Colonel sein Kommen anmelden konnte, denn bei seinen Besuchen wollte er keine fremden Gesichter sehen — was übrigens Vivian auch lieber war. Nein, wenn man Bankpräsident ist und zum Vorstand einer hochfashionablen Kirche gehört und in vornehmsten Kreisen verkehrt, so hat man die Pflicht, kein öffentliches Aergernis zu geben.

Also tiefste Diskretion — und wenn Vivian trotzdem ihr Glück nicht ganz verschwiegen hatte, ja, wenn ein paar intime Freundinnen sich ihr Nest hatten ansehen müssen, so trug daran eben weibliche Eitelkeit die Schuld. Es wäre ja auch kein volles Glück gewesen, wenn nicht der gelbäugige Neid ihr ein wenig zu den Fenstern hereingeschaut hätte — —

Und während dieser ganzen Zeit war Jack Durand so vollkommen aus ihrem Geist entschwunden, als hätte er niemals ihren Lebensweg gekreuzt. Umgekehrt freilich war Blossoms Gedächtnis nicht so kurz gewesen, denn es ging ihm schlecht. Die paar hundert Dollars, mit denen Vivian sich losgekauft zu haben glaubte, waren nahezu sämtlich den Weg aller schlecht erworbenen Gelder gegangen, und das Sumpfpflänzchen vermochte schon mit einiger Sicherheit den Tag vorauszuberechnen, an dem er abermals vor dem gähnenden Nichts stehen mußte.

Wenn Vivian die Hoffnung gehegt hatte, daß die Furcht vor der Polizei ihn aus New York treiben würde, so hatte sie sich verrechnet, denn Durand fragte sich selbst, wo in der Welt er ein besseres Versteck finden könne, als in der Viermillionenstadt. Man zieht in einen anderen Stadtteil und verschwindet so vollständig in der Menge, daß Zufallstücke allein einen wiederfinden könnte. Die meisten in der Großstadt machen eben immer dieselben Wege, wie selten, daß sich einer in fremde Gegenden verliert.

(Fortsetzung folgt.)

Neckerei.

Von Frieda Hupback.

Wenn der Regen peitscht und die Stürme blasen,
Dann hab' ich so recht meine Freude,
Und ich möcht' am liebsten gleich wetterrasen
Mit der ausgelassenen Meute.
Und wir ließen keinen Wand'rer in Ruh
Im Feld und auf den Gassen,
Und wir schlügen alle Türen flink zu,
Die jemand aufgelassen,
Und wir bliesen in die Fenster hinein,
Betrieben uns're Späße,
Und wir jagten durch die Flur und den Hain
Mit Toben und mit Nässe.
Wenn wir endlich müd' uns getummelt hätten
Mit den kecken, närrischen Sachen,
Dann verkröchen wir uns in Wolkenbetten
Und ließen die Sonne lachen.

— Vom Kasernenhof. Unteroffizier: „Kerls, steht nicht so schlapp da, solch bischen Hitze muß Euch ganz kalt lassen!"

Kampfspiel.

Skizze von Marie Louise v. Bancels.

„Ich hätte etwas gegen Sie? Aber mein Lieber, ganz im Gegenteil, Sie sind ja höllisch forsch und ein braver Kerl!" Der Herr General klopft dem jungen Offizier wohlwollend auf die Schulter. Der steht in strammer Haltung vor ihm. Ein schmales, schlankes, aber sehr feines Kerlchen, die richtige Jockeifigur, ein bißchen nervös, sehr trainiert. „Sehen Sie mal, hm, mein Mädel ist mal 'n Racker, läßt sich absolut nichts sagen; wenn sie nicht will, dann geht sie eben nicht, genau so als war's Ihr Rotfuchs, das Satansvieh — und wenn sie direkt vorm Ziel steht. Wir Quitzows waren immer gottverdammte Dickköpfe!" — — — —

Drüben im gelben Salon hält Adeline von Quitzow Cercle. Als einzige Tochter des verwitweten Generals nimmt sie sich stets ein bißchen freien Willen heraus, ohne eigentlich emanzipiert zu sein. Sie ist direkt unschuldig daran, daß ihr so viele Herren den Hof machen; man findet das auch nur ganz natürlich. Von Kind auf gewöhnt, sich in großer Gesellschaft zu bewegen, bevorzugt sie weder den einen, noch den andern ihrer Anbeter in irgendwelcher auffälligen Weise, plaudert gleichmäßig mit jedem, nimmt hier eine Schmeichelei, dort eine Huldigung mit demselben kleinen, liebenswürdigen Lächeln entgegen, stets korrekt. Adeline ist nicht einmal kokett: die einfache weiße Sportbluse, der dunkle Rock sind beinah gewollt unkleidsam, vermeiden absolut jedes Auffällige: nur die schmalen, schlanken Füße stecken in schwarzen, hohen Lackstiefelchen von ausgesuchter Eleganz, und die rosigen Ohrläppchen zieren ein Paar wundervolle, erbsengroße, graue Perlen. Man erkennt sie sofort als Tochter ihres Vaters. Dasselbe feingeschnittene Gesicht, nur ins Weiblich-Zartere übersetzt, die blonden Haare mit dem Stich ins Rötliche, die schmale, fast hüftenlose Gestalt und ein geradezu, kalter, stahlgrauer Glanz in den großen blauen Augen. Bei dem Vater ein Zeichen eiserner Energie, bei der Tochter eine gewisse kalt berechnende Exzentrizität.

Der junge Offizier hängt förmlich an diesem Antlitz, das ihn seit langem so seltsam anzieht. Er verfolgt jeden Ausdruck dieser feinen Züge, ein Lächeln des schmalen roten Mundes, eine gleichgültige graziöse Neigung ihrer Gestalt, mit flammender Liebe. Sie hat seinen Antrag mit derselben vornehmen Lässigkeit hingenommen, wie etwa eine Spende kostbarer Blumen. „Ich danke Ihnen sehr, Herr von Rheinbaben." Und dann, als sich das Gespräch, wie stets in diesem Salon, um Rennen, Wetten und Pferde dreht, als plötzlich Armida, sein Rotfuchs, im Mittelpunkt des Interesses steht, man die feinen Fesseln, den herrlichen Bau lobt, aber auch ihre unberechenbare Nervosität und Launenhaftigkeit bemängelt, die ihren Besitzer nun schon zweimal um den ersehnten Preis brachte, da fühlt er plötzlich, wie Adelinens Blick auf ihm ruht. Ein glückseliger, zugleich herzbeklemmender Schreck durchzuckt ihn blitzschnell. Und dann ihre halblauten Worte, nur ihm verständlich: „Ja, wenn Sie diesmal das Rennen machten . . .!"

Seitdem denkt Wolf Günther von Rheinbaben an nichts anderes, Tag und Nacht. War er schon früher ehrgeizig, der rechte Rennoffizier, nun fiebert er förmlich, dem Erfolg entgegen. — — —

„In seinem Löwengarten
Das Kampfspiel zu erwarten —"

Irgendwer summt die Schillerschen Verse, an der Loge des Generals von Quitzow vorüberstreichend. Der alte Herr dreht sich um. Donnerwetter, war das nicht Rheinbaben? Und schlecht sah der Kerl aus, förmlich verhungert vor lauter Training. Würd's ihm ja gönnen, holte er sich mal 'nen Preis, verflucht ehrgeizig! „Den hast du auch gehörig an deinen Triumphwagen gespannt, Kleine, was?" Er lacht. Die Erfolge seiner Tochter schmeicheln ihm. Je mehr Bewerber, je besser. Will sie nicht den, sie kriegt zehn andere. Leute in glänzender arriere! War er nicht grad' so als junger Dachs? Immer forsch und den Weibern die Köpfe verdreht. Die Sonne glitzert, Fahnen flattern, überall ein festfrohes Bild, in den Logen zweierlei Tuch, Blütenkränze schöner Frauen. Ueber allem ein Hauch von erhöhter Lebensfreude, das Fluidum einer elektrischen Spannung. Dort Kameraden, die in Gruppen zusammenstehen. Namen schwirren durch die Luft, Geldsummen werden genannt, Behauptungen aufgestellt, Zweifel erhoben. Rheinbaben steht noch im Stall und untersucht zum Letztenmal die Fesseln der Stute tadellos! Er klopft ihr den Hals. „Heute machen wir's, hörst du?" Armida blickt ihn an: Große braune intelligente Pferdeaugen, als verstünden sie ihn; dann ein nervöses kurzes Schütteln des schlanken Halses; fast sieht es aus, als bedeute dies ein eigensinniges: „Nein, ich will nicht."

Leutnant von Rheinbaben stampft heftig mit dem Fuß. Er ist wie alle Sportsleute ein wenig abergläubisch, achtet auf allerlei Zeichen, Schicksalswinke. „Du mußt aber, und wenn dir's den Schädel bräche! Oben in der Loge sitzt sie, Adeline, mein kostbarer Preis." Er fliegt dahin über den grünen Rasen, er sitzt nicht im Sattel, nein, er klebt daran, wie mit dem Pferde verwachsen. Anfänglich hockt ihm eine dumpfe Beklemmung im Nacken, dann schlägt sein Herz schneller, sein Blick weitet sich, je mehr die zuerst lässige Armida ausgreift, einen Gegner hinter sich läßt — zwei — drei — ein förmlicher Taumel ergreift ihn, das Rennfieber, die heillose Passion.

Adeline folgt in ihrer Loge dem Rennverlauf, zunächst rein sachlich, dann reckt sie das schlanke Hälslein, die beinahe durchsichtigen Nasenflügel beben, ganz wie bei ihrem Vater, wenn er ein Kommando gibt. Nun lehnt sie sich gar über die Brüstung, ruft fast laut: „Papa, Papa, sieh doch nur, Rheinbaben macht's, er — jetzt — oh!" Eine Sekunde, dann tiefstilles Entsetzen. Hinter der Hürde, dicht beim Ziel, macht Armida einen nervösen Seitensprung, überschlägt sich, begräbt den Reiter unter ihrem Leibe, verdeckt ihn beinah.

Stimmengewirr, Rufe, Schreie, Krankenträger, flüsternde Gruppen; jemand sagt: „Er ist tot — nein, er lebt noch — er ist bewußtlos — das Rückgrat ist verletzt."

Im Krankenzelt steht der General und seine Tochter; aufrichtig leid tut dem alten Herrn der junge schneidige Kerl, ein Jammer! Er spricht mit dem Arzt. Der zuckt die Schultern. Man hat Leutnant von Rheinbaben den Preis zuerkannt, müht sich sorgend um ihn. Der weiß wohl von all dem nichts, schwer bewußtlos. Adeline ist blaß geworden, sie fröstelt trotz der warmen Luft; bläuliche Adern treten scharf an der Schläfe hervor. Jetzt, wie in jäher Eingebung, löst sie eine Rose aus ihrem Strauß am Gürtel und läßt sie sanft in die Hände des Gestürzten gleiten. Ein erstaunter Seitenblick ihres Vaters. Leutnant von Rheinbaben öffnet plötzlich seine Augen, starr weit, um seine Lippen zuckt ein wetterleuchtendes Verständnis, ein schmerzlicher Spott; dann flüstert er matt, nur ihr hörbar: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!" Er wendet den Kopf, streckt sich, stöhnt. Der Arzt fühlt ihm den Puls und sieht nach der Uhr. „Er bleibt am Platz, wenn die Sonne untergeht."

Unter die Haube kommen.

Woher stammt der Ausdruck: „Unter die Haube kommen"? Wie so vieles unserer Zeit, stammt auch die Redewendung: „Unter die Haube kommen" aus dem Altertum; auch sie hat in heutigen Bräuchen keine Begründung mehr, denn die Haube ist jetzt keineswegs mehr ein notwendiges Symbol der Hausfrauenwürde, während man sich vor noch gar nicht langer Zeit eine junge Hausfrau ohne die schmückende Haube nicht recht vorstellen konnte; sie war das Abzeichen der Frauenwürde. Die alten Germanen, bei denen die Eheschließung nach heutiger Auffassung recht primitiv war, hielten darauf, daß die junge Frau sich nach der Hochzeit als Frau kleidete, also äußerlich von dem jungen Mädchen zu unterscheiden war. Das geschah unter anderem auch durch die Haartracht. Die Jungfrauen pflegten ihren meist reichen Haarschmuck frei zu tragen; die jungen Frauen aber rollten den üppigen Wuchs des Haares zu einer Art Knoten auf, der unter der Haube verborgen wurde. Daher stammt auch die noch nicht lange aufgegebene und in kleinen Städten auch heute noch bestehende Sitte, die junge Frau mit der Haube zu zieren.

Man hat aus dieser Verschiedenheit der Haartracht eine Allegorie gemacht und gesagt, die jungen Frauen hätten die Haare nicht mehr frei und offen tragen dürfen, weil sie selbst auch nicht mehr „frei" gewesen seien, denn der Schmuck des offenen Haares habe nur den Freien zugestanden, während den Unfreien das Haupt kurz geschoren wurde. Das ist aber gesucht und gewiß höchst unzutreffend. Die durch das Scheren der Haare zum Ausdruck gebrachte Unfreiheit bezog sich immer nur auf den Stand. Die Frau des Freien veränderte aber ihren Stand nicht, sondern gehörte nach wie vor zum Stande der Freien. Außerdem war ein weibliches Wesen niemals „frei"; es stand als Mädchen unter der Muntgewalt (Vormundschaft) des Vaters, als Frau unter der des Mannes und als Witwe unter der des ältesten Sohnes. Die Haube war auch niemals das Zeichen der Erniedrigung, wie sie es doch hätte sein müssen, wenn jene Deutung richtig wäre, sondern war stets das Symbol der Würde, ähnlich wie die Schlüssel, die im alten Deutschland die Hausfrau als Zeichen ihrer häuslichen Gewalt trug.

Eine Sandsteinart Itakolumit ist biegsam wie eine Gummiplatte.

Das in Schweden gewonnene Getreide besteht zur größeren Hälfte aus Hafer.

Deutschlands Nationalreichtum wird von Sachverständigen auf $78,500,000,000 bis $94,000,000,000 geschätzt.

Für die Küche.

Kräftig schmeckende Leberklöße. 1 Pfund Rindsleber, ¼ Pfund Nierenfett und 2 mittelgroße Zwiebeln werden zusammengehackt; ¼ Pfund feingewürfelter Speck geröstet; ein Suppenteller Schwarzbrot — den inneren Teil leicht gehäuft — fein gerieben. Dies alles gemischt; dazu 2 Eier, 4 gute Löffel Mehl, Salz, etwas weniges Pfeffer und Nelken, und Majoran. Davon versucht man erst einen Kloß in kochendem Salzwasser. Nach dem Anrichten schmilzt man sie ab mit in Butter gelb gerösteten Zwiebeln oder in Weckmehl, oder beidem.

Speckkartoffeln in der Form. Man kocht einen Suppenteller voll Kartoffeln in der Schale, zieht sie ab und schneidet sie in Scheiben, 1 Pfund mageren Backspeck schneidet man in Streifen und löst 3 Bücklinge aus Haut und Gräten. Man füllt eine Backform abwechselnd mit Speck, Kartoffelscheiben und Fischstücken und gibt zwischen die Schichten etwas saure Sahne, Semmeltrumen und kleine Butterflocken. Die Oberfläche belegt man mit Butter und Semmel, gießt über das Gericht eine große Tasse leichte Fleischbrühe, bäckt es 30 Minuten und reicht es mit Tomatensalat.

Russische Schnitten. Altes geschältes Weißbrot schneidet man in fingerdicke Scheiben, weicht diese nur in zerquirltem, dicken sauren Rahm, läßt sie abtropfen und wendet sie in einer Mischung von Semmeltrumen, geriebenen süßen Mandeln und feinem Zucker. Man brät die Schnitten in Fett auf beiden Seiten lichtbraun und bestreicht eine Seite davon mit einer cremeartigen Masse aus durchgerührten eingemachten Preißelbeeren und saurer geschlagener Sahne. Sofort auftragen.

Kalter Apfelsinenauflauf. 1 Quart Wasser bringt man mit dem Saft von 3 Zitronen und dem nötigen Zucker zum Kochen, verquirlt 4 Eigelb gut mit in Wasser aufgelöstem Mondamin, gibt dies in das Zitronenwasser und rührt eine dicke Creme daraus. Sie wird nach ihrem Erkalten über eingezuckerte Apfelsinenscheiben gefüllt. Das Eiweiß schlägt man mit Vanillenzucker recht steif und breitet es vor dem Anrichten über die Speise, worauf man es mit glühender Schaufel bräunt.

Ochsenschwanzsuppe. Es werden zwei Ochsenschwänze gewaschen, abgetrocknet, in 1 Zoll lange Stücke gehackt und in ungefähr 2 Unzen gelbgewordener Butter angeröstet. Dazu fügt man etwas zerschnittenes Suppengrün — Mohrrübe, Sellerie, Petersilienwurzel, Porree — und etwas in Würfel oder Scheibchen geschnittenen rohen Schinken, läßt alles anbraten, füllt 1—1⅛ Quart Wasser dazu und verkocht die Suppe 15—20 Minuten. Dann wird noch etwas Fleischbrühe, Knochenbrühe oder im Notfall Wasser mit Salz und Butter hinzugefügt, und dies alles langsam gekocht, bis das Fleisch weich ist, worauf es herausgenommen und warmgehalten wird. Die Suppe rührt man durch ein Sieb. Man verkocht sie mit einer bräunlichen Mehleinbrenne, fügt etwas Madeira oder Portwein, auch etwas Cayennepfeffer oder Champignon Catchup dazu, schmeckt ab und gibt die vom Knochen sorgfältig abgelösten Fleischstücke in die Suppe, läßt alles gut heiß werden und richtet in erwärmter Terrine an.

Lammbrust mit Krebsfüllung. Fünfzehn oder zwanzig schöne, große, sehr sorgfältig gewaschene Krebse wirft man in wallend kochendes Wasser und läßt sie 5 Minuten kochen. Dann gießt man das Wasser ab, füllt neues siedendes Wasser auf, kocht sie gar und rot, läßt sie abtropfen, bricht das Fleisch aus Schwänzen und Scheren, stößt die Schalen und bereitet Krebsbutter davon, die gut erkalten muß. Drei oder vier altbackene Milchbrote werden abgerieben, in Milch geweicht und in gut gespültem Seihtuch zu Brei gedrückt. Die Krebsbutter rührt man zu Sahne, gibt nach und nach 2—3 Eier, den Semmelbrei, etwas Salz, das kleingeschnittene Fleisch der Krebsschwänze und Scheren, etwas feingehackte Petersilie und etwas geriebene Semmel dazu, schmeckt die Mischung ab und füllt sie in eine gut vorbereitete Lammbrust, näht diese zu, bestreut sie mit Salz, legt sie in hellbraune Butter in die Bratpfanne, läßt sie unter fleißigem Begießen im Ofen gar und hellbraun braten und gibt die Sauce so zum Braten.

Reisspeise mit Morcheln. ⅛ Pfund Reis wäscht man, kocht ihn ab und läßt ihn in Wasser mit etwas Butter und Salz langsam dick ausquellen. Man wiegt ⅛ Pfund Rindfleisch und ¼ Pfund Schweinefleisch fein, mischt dieses Fleisch nebst 5 Eßlöffeln dickem Tomatenbrei unter den abgekühlten Reis, schmeckt ihn mit Salz und Pfeffer ab, rührt 2 Eier und ein Stück Butter durch und füllt ihn in eine vorgerichtete Puddingform, in welcher er eine Stunde kochen muß. Man stürzt den Reis und überfüllt ihn beim Anrichten mit inzwischen geschmorten frischen Morcheln und ihrer Sauce.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Jedes Muster 10c

Kleiderschürze in Kimonoform, No. 9994.

Soll eine Schürze ihren Zweck richtig erfüllen, dann ist es nöthig, daß sie das Kleid nicht bloß vorn, sondern ganz einhüllt. Ein solches Schürzenkleid ist in dieser Illustration veranschaulicht. Die Oberblouse, zusammenhängend mit dem fünfbahnigen unteren Theil gearbeitet, hat Rückenschluß. Der Rock bleibt offen oder wird durch einige wenige Druckknöpfe zusammen gehalten. Um den Halsausschnitt, wie auch den Aermelabschluß,

zieht sich eine schräge Leiste, die auch an der Tasche Verwendung findet. Wird zur Herstellung des Schnittmusters eines der gestreiften oder getupften Baumwollgewebe verwandt, so kann eine solche Schürze wohl auch hier und da die Stelle des Hauskleides einnehmen, zumal wenn sie über einer Unterbluse getragen wird. Gebraucht werden für mittlere Größe 4¾ Yard Material bei 36 Zoll Breite. Erhältlich ist das Muster in 3 Größen: klein, mittel und groß.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

Der Glückliche.

Bergauf, bergab, wie just die Straße zieht,
Bald keuchend unter schweren Alltagslasten,
Bald bürdenfrei mit frohen Tagesrasten,
Und auf den Lippen leichtes Wanderlied —

So mag der meisten Menschen Leben geh'n,
Dem Glücklichen sind eig'ne Wege lieber;
Und zieht der Mastenzug der Welt vorüber,
Kann er mit stillem Lächeln abseits steh'n.

Nicht auf dem großen Markt im Tagesgewühl —
In schlichten Häusern will er Einkehr halten,
Wo liebe Geister still am Herde walten,
Wo nie der Haß in reine Seelen fiel.

Und lautlos träumt um ihn die Feierruh',
Sein glücklich Aug' sieht keine Stunde gehen,
Und leise, leise Segensgrüße wehen
Ihm aus dem ew'gen Kreis der Sterne zu.

C. Kohlhepp.

— Aha! Studiosus A.: „Denke Dir, lieber Suff, was mir gestern für ein Malheur passiert ist. Ich habe ein Päckchen Streichhölzer in der Westentasche, diese entzünden sich durch Reibung von selbst und im Nu ist meine ganze Winter-Garderobe futsch!"

Studiosus B.: „Ja, hattest Du denn Deine Winter-Garderobe auf dem Leibe?"

Studiosus A.: „Unsinn, den Pfandschein hatte ich in der Westentasche!"